

aktueller Bedrohung, sie sagen das Wetter voraus. Selbstverständlich wissen sie auch, daß die Mission Schmidt mit ihren beiden Tornados in der Luft ist. Sie kennen auch ihr Aufklärungsziel westlich von Herat und warten auf den *Mission Report* (Einsatzergebnismeldung) in Wort und Bild. Ob er noch Zeit und Sprit habe für ein zweites Ziel, so wird aus dem Chatroom gefragt. Thomsen notiert die Wünsche aus Kabul, Koordinaten und Informationen über das Ziel, den Kajakai-Staudamm am Helmand-Fluss. Thomsen läßt seine Computer rechnen, auf der Karte findet er den Damm nordwestlich von Kandahar. Er sagt: Können wir machen, wenn wir vorher einen Tanker kriegen. Aus dem Chatroom kommt „Roger“ (Verstanden).

Erstmal aber muß das Ziel Nummer eins abgearbeitet werden. Schmidt hat seine Rotte bereits an den Punkt westlich von Herat geführt, von wo es wieder abwärts gehen soll. Da beim Briefing schon alles gesagt worden ist, wird jetzt nur das Allernotwendigste über Funk geredet. Die Flügel bleiben auf fünfundvierzig Grad Pfeilung. Schmidt zieht den Gashebel in den Leerlauf. Warum das denn? So bleiben die Triebwerke kalt; der Suchkopf der Taliban-Rakete hat es dann schwer. Mit einem Bahnneigungswinkel von fünfzehn bis zwanzig Grad fliegen die Flugzeuge abwärts. Gefährlich werden können auch Flugabwehrkanonen aus alten sowjetischen Vorräten: ZPU-1 und die ZSU 23-2. Auch mit Gewehren wird auf Nato-Flugzeuge geschossen. Kaum vergeht ein Tag, an dem nicht ein Hubschrauber oder ein anderer Langsamflieger ohne Loch im Blech wieder nach Hause kommt.

Die Rotte fliegt nun mit etwa fünfhundert Knoten (930 km/h) deutlich tiefer über Grund, die genaue Höhe gibt Schmidt nicht preis, unten schlängelt sich der *Hari Rud* durch sein breites, fruchtbares Tal. Bei dieser Geschwindigkeit und in dieser Höhe sind die Flugzeuge durch Flak- und Gewehrfeuer nur mäßig gefährdet. Unwahrscheinlich ist auch ein Raketentreffer. Siemsen läßt die Kameras im Recce-Pod etwa eine Minute lang laufen, das 610-Millimeter Tele, den Kamerafächer mit fünf Objektiven und das Infrarot; sie fotografieren die Flußlandschaft südlich und westlich der Stadt Kohsan. Das Hauptquartier braucht die Aufnahmen, um veraltete Karten auf den neuesten Stand zu bringen.

Hier ist die Grenze zum Iran nah. Der Hari Rud, der fern im Osten den Bergen des Hindukusch entspringt, markiert etwas weiter nördlich den Grenzverlauf. Was ist, wenn die Tornados sich mal verfliegen und iranisches Territorium verletzen? Passiert nicht, sagt Schmidt. Thomsen,

der Navigator, sagt dasselbe. Ihr Wort in Gottes Ohr. Was wäre aber, wenn ein Jagdflugzeug der iranischen Luftwaffe, eine alte amerikanische F-14 oder eine neue russische SU 30 ...? Die bisherige Erfahrung sei, daß die sich nicht blicken ließen. Und wenn, dann würde man sich auf einen Luftkampf nicht einlassen; man würde die Flügel auf siebenundsechzig Grad Pfeilung fahren und im Tiefstflug mit Höchstgeschwindigkeit abhauen. Da wäre man mit dem Flugzeug im idealen aerodynamischen Bereich; da sei es unschlagbar. Mit den beiden Kanonen könne man zwar Luft- und Bodenziele angreifen, aber beim besten Willen könne man sich keine Lage vorstellen, die ihren Einsatz erzwingen würde.

Die Flugzeuge sind vom verbrauchten Sprit leicht geworden, der Steigflug mit östlichem Kurs führt sie an den Tanker, der zwischen Herat und Kandahar in achttausend Meter Höhe seine *Racetracks* (Warteschleifen) fliegt. Er wartet auf Kundschaft. Geht alles wie zu Hause, sagt Schmidt. Der Tanker ist auf dem Radar, bald auch in den Augen, Schmidt nähert sich von hinten, von unten und links. Hier geht es zu wie an einer gut besuchten Tankstelle; immer hübsch der Reihe nach. Links anstellen, rechts bezahlen, so heißt es. Auch die NATO-Kameraden wollen Sprit, die Amerikaner mit ihren F-15E *Eagles*, die Franzosen mit ihren *Eten-dards*, die Engländer mit ihren *Harriers*, und auch die Italiener, die erst kürzlich mit ihren Aufklärer-Tornados gekommen sind. Schmidt hat auf der rechten Konsole mit Daumen und Zeigefinger den Schalter bewegt, der Tankstutzen fährt aus, er sieht ihn rechts vor sich. Der Tankwart gibt grünes Licht, bei zweihundertsiebzig Knoten (500 km/h) erbringt fliegerische Fummelarbeit die Verbindung, der Tankstutzen sitzt richtig, und der Sprit fließt fünf Minuten lang herüber. Dann heißt es ablegen und auf die rechte Seite wechseln, dort warten, bis die Nummer zwei fertig ist, dann schreibt der Tankwart alles auf, die Rechnung geht an die Bundesrepublik Deutschland. Schmidt meldet sich ab und führt seine Mission Richtung Kajakai-Damm.

Wer hat denn gerade mal ein paar Bomben übrig, ruft es aus dem Chatroom. Here you go (Bei mir sind Sie richtig), antwortet eine amerikanische Eagle, die wie üblich mit ihrer tödlichen Fracht gestartet ist, ohne daß der Besatzung ein Ziel vorgegeben worden wäre. Den Einsatzauftrag erhält sie während des Fluges: Könnt ihr in den nächsten fünfundvierzig Minuten eure Bomben auf Position soundso werfen? Unsere Jungs sind da in Bedrängnis, tönt es aus dem Chatroom. Yes – we can, tönt es zurück, und die F-15 fliegt ihrem Ziel entgegen. Nicht lange her, daß eine Eagle

sich bei so einem Einsatz verbombte und dabei zwei englische Soldaten tötete. Das war ganz in der Nähe des Zieles, das Schmidt nun mit den Seinen ansteuert.

Von den Schönheiten des Staudammes, über den türkis leuchtendes Wasser plätschert, sehen die vier nichts; auch nichts vom Wasserkraftwerk, das die Gegend mit Storm versorgt. Ob die Fotos nachher etwas von dieser Schönheit erzählen? Schmidt ist schon wieder auf dem Weg nach oben, fliegt mit nördlichem Kurs über den hohen Hindukusch. Wer hier mit dem Schleudersitz aussteigen muß, der sollte warm angezogen sein. Würden Schmidt und Thomsen den Ausschuß überleben? Könnte sein, daß sich der Rettungsschirm gar nicht öffnet, weil die Sitz-Mann-Trennung in dieser Höhe noch gar nicht ausgelöst wird. Die Flieger könnten sich notfalls mit ein paar Handgriffen aus der brenzligen Lage befreien. Das ginge aber nur dann, wenn sie noch bei Trost wären. Und das wären sie sicher nicht nach einem Zusammenstoß in der Luft. Was, wenn sie unten heil ankämen und dem Feind ins Messer liefen? Dann doch viel lieber in Deutschland aussteigen, sagt Schmidt.

Der Flug zurück über den hohen Hindukusch ist also kein reines Vergnügen. Nur diese Erwartung ist da: Hoffentlich haben wir diesen Scheiß Hindukusch bald hinter uns. Dann ist das Camp nicht mehr allzu fern, dann ist es wie nach Hause kommen in eine feste Burg.

Auch das tausend mal zweitausend Meter große Camp ist deutsche Wertarbeit. Man hat komplett den Boden ausgetauscht, Sand gegen Schotter, man hat eine zwei Meter hohe Mauer um das Lager errichtet. Schutz gegen Artilleriebeschuß bietet eine fünfzig Zentimeter dicke Lage Sandsäcke auf den Dächern. Stromanschlüsse, Wasserleitungen, Feuerlöscher, alles nach deutschen Vorschriften, auch der TÜV redet hier mit. Man bewohnt Zweimannbuden, die Pistole ist immer dabei, das Essen läßt nichts zu wünschen übrig. Viel Wasser trinken ist absolutes Muß. Wegen der giftigen Viecher kuckt man abends unters Bett, morgens dreht man die Stiefel um. Umwerfend großzügig und modern ist das Bundeswehr-Hospital; man denkt, man kommt in eine andere Welt.

In der Totengedenk-Ecke des Camps wehen die Fahnen für die Gefallenen auf Halbmast. Da im Afghanistan-Krieg jeden Tag Tote zu beklagen sind, ist der Halbmast immer ausgebuht. Oftmals kann den Toten nur eine verspätete letzte Ehre erwiesen werden. Wenn aber der Außenminister kommt, dann neutralisiert der nebenbei auch für die Anzugordnung im Camp zuständige deutsche General den Halbmast,

läßt die Fahnen hochziehen und ganz oben am Fahnenmast wehen. Damit soll dem Minister der nette Empfang bereitet werden, den der Diplomatie-Knigge in seinen Benimmbüchern vorgeschrieben hat. Eine schallende Ohrfeige für die Gefallenen. Das meint Thomsen.

Von Camp Marmal nach Berlin sind es über sechstausend Kilometer, von Berlin nach Hause noch einmal sechshundert. Da lebt Schmidts Familie, Elisabeth, seine Frau, und die beiden Kinder Gabriel (14) und Regine (12), sie bewohnen seit zwei Jahren ein Haus in der schönsten Gegend zwischen Flensburger Förde und Schlei, in Solsbüll. Als Elisabeth zusammen mit den Kindern Reinhard zum Flugplatz nach Jagel brachte, um sich von ihm für seinen ersten Afghanistan-Einsatz zu verabschieden, da habe sie geweint, auch vor den Kindern habe sie geweint, aber was habe sie anders machen sollen. Sie habe gar nicht richtig Auto fahren können. Die Kinder hätten das voll mitgekriegt. Wenn jetzt das Stichwort Afghanistan falle, würden die Kinder hellhörig, und weil sie selber Angst habe, sei es schwer, die Kinder zu beruhigen. Daß Reinhard nach Afghanistan müsse, sei ja außerhalb ihrer Macht gewesen. Die Luftwaffe empfehle übrigens den Eheleuten, ihr Testament zu machen. Natürlich möchte sie lieber, daß er hierbliebe; aber Tornado fliegen, das sei nun mal sein Beruf. Solle sie ihm da Steine in den Weg legen? Die Zeit, die er weg sei, müsse sie irgendwie überstehen. Freunde, Freundinnen? Eigentlich Fehlannonce. Am besten helfe ihr der Alltag: nicht durchdrehen und sich um die Kinder kümmern. Elisabeth hat vor einigen Jahren ein Studium begonnen: Geschichtswissenschaft. Das Ende ist in Sicht, auch das hält sie gerade.

Und Schmidt selber? Vorgesetzte und Untergebene schätzen ihn gleichermaßen. Warum bleibt dieser Vorzeigecharakter aus dem Stabilbaukasten der Inneren Führung nicht bei der Luftwaffe? Ich bin beim besten Willen kein Militarist, ich sehe das Militär eher als notwendiges Übel. Am Militäreinsatz in Afghanistan habe er seine Zweifel. Allerdings mache der Job ihm Spaß, weil er Technik und Fliegen am eigenen Leib erlebe. Spaß machen ihm auch Führungsaufgaben zu Hause im Geschwader und in der Kriegsfliegerei von Afghanistan. Warum kann die Luftwaffe diesen tüchtigen, vernünftig und sympathisch denkenden Mann nicht für sich gewinnen?

Reinhard und Elisabeth telefonieren höchstens einmal in der Woche miteinander. Die Gespräche würden sowieso abgehört, da mache es keinen Sinn. Was solle man denn sagen, wenn man wisse, da hockt einer, der

mithört? Darum ein Lob auf die gute alte Feldpost. Seit die Bundeswehr im Krieg ist, gibt es auch die Feldpost. Man schickt Postkarte, Brief oder Paket über die Feldpostannahmestelle, und von dort geht es weiter: Herrn Major Reinhard Schmidt, Deutsches Einsatzkontingent Mazar-e-Sharif (MES), Feldpost, 64298 Darmstadt. Inlandporto mit 55 Cent, das kommt an. Heute landet wieder die Ilyushin mit der Post. Die Leute mögen das und spielen verrückt. Wer ein Paket bekommt, hat Pech, denn dann heißt es: Kekse für alle. Im Camp gibt es eine deutsche Poststelle. Ein richtiger Postbeamter tut da Dienst, ein Reservist, Oberfeldwebel der Reserve. Bei dem riecht es wie damals, als es noch die richtige Post gab. Der hat Briefmarken und einen Poststempel und alles, was er sonst noch braucht. Und draußen vor der Tür weht eine Fahne mit dem Posthorn wie hoch auf dem gelben Wagen.

Wenn Thomsen seine Luftwaffenzeit in fünf Jahren abgedient hat, „... dann widme ich mich der Pflege meiner Persönlichkeit“, sagt er. Schon jetzt träumt er von künftigen Honigernten. Er will seine Bienenzucht aufstocken und das Imkerhandwerk intensiver betreiben. Ob er noch einmal nach Afghanistan kommt, steht doch in den Sternen, denn Ende des Jahres wird sein Geschwader eine von zwei Staffeln aufgelöst haben. Wie sollen dann hier die Tornadoeinsätze funktionieren? So tapfer geschlagen haben sie sich hier, die Männer vom Geschwader! Jeden Tag zwei Missionen mit je zwei Flugzeugen in die Luft gebracht, bisher keine Verluste, und Deutschlands politischen Willen mit Feuer speienden Nachbrennern in den afghanischen Himmel gedonnert. Nun aber könnten italienische Aufklärer-Tornados mit einem moderneren, besseren Kamerasystem die Arbeit übernehmen. Sie stehen schon bereit. Darüber kann die deutsche Luftwaffe einerseits froh, andererseits eifersüchtig sein. Vielleicht ist sie auch ratlos, weil sie nicht weiß, wie es mit ihr in Afghanistan weitergehen soll.

Schmidts Rotte nähert sich nach über zwei Stunden wieder dem Flugplatz von Camp Marmal. Wie die *Departure* (Abflug) so der *Let Down* (Anflug): Routine des Ungewöhnlichen. Heute so, morgen so. Wehret den Anfängen des Immergeichen, lautet Schmidts Devise, er landet zuerst, dann landet seine Nummer zwei.